

Erfahrungsbericht von C.G. (BL)

Lymphom FL. I, non Hodgkin, niedrig maligne

1998

Hartnäckiger kräftiger Husten, Nachtschweiss und eine schmerzende Lymphdrüse in der Leistengegend: Der Hausarzt behandelte mich unermüdlich mit Antibiotika, aber es wurde immer schlimmer. Eine Bekannte, von Beruf Krankenschwester, riet mir dringend, den Rat eines Hämatologen einzuholen. Dieser liess einen Lymphknoten entfernen und im Labor untersuchen, nachdem eine Feinnadelbiopsie kein klares Resultat erbracht hatte ...

«Das wars wohl», dachte ich und ging wie betäubt zurück in mein Grafik-Atelier, wo ich noch einen Termin mit einem Kunden hatte. Ich wollte mir nicht anmerken lassen, was ich vor knapp drei Stunden erfahren hatte. Er sollte nicht wissen, wenigstens jetzt noch nicht, dass ich seinen Auftrag vielleicht nicht mehr fertig machen kann. Meine Gedanken wirbelten durcheinander und ich hatte Mühe, mich zu konzentrieren. Wie konnte er jetzt nur über so etwas Unwichtiges wie die Farbnuancen seines Logos sprechen. «Etwas mehr ins Grüne, dann ist es perfekt», sagte er ...

Ich habe ein Lymphom! Noch nie zuvor hatte ich dieses Wort gehört. Ein Lymphom FL. I, non Hodgkin, niedrig maligne. Keine Ahnung, was das bedeutet, aber es tönte schrecklich und es beinhaltete die Möglichkeit, daran zu sterben oder zumindest die Aussicht auf eine lange und wahrscheinlich mühsame Behandlung. Was genau eine Chemo war, war mir ebenfalls nicht klar. Eine grosse Angst erfasste mich: Ich bin nie stark gewesen und bestimmt werde ich jetzt sterben ...

Die folgenden vier Jahre vergingen mit verschiedenen Chemos, die alle nicht lange wirkten – und dazwischen arbeitete ich weiter.

2002

Meine Milz musste entfernt werden, da sie voller Krebsgeschwüre und bis auf 2,5 kg angewachsen war. Nachdem alle Chemotherapien keinen anhaltenden Erfolg gebracht hatten, schlug mir der Arzt als letzte Möglichkeit eine Stammzelltransplantation vor. Meine vier Geschwister wurden leider erfolglos auf ihre Eignung als Spender getestet, weshalb ein Fremdspender gefunden werden musste, was glücklicherweise nach ein paar Monaten gelang. Vor meinem Eintritt ins Spital haben mein langjähriger Lebenspartner und ich noch schnell geheiratet, damit es bei eventuell zu fällenden schweren Entscheidungen keine Kompetenzprobleme gibt – und damit nach meinem Ableben alle Verhältnisse klar waren, denn die lange Liste der möglichen Komplikationen, die wir vorgängig zu lesen bekamen, erhärtete mein Gefühl, nie mehr lebendig aus dem Spital zu kommen. Ich regelte alles was nötig war und trat mit Musik, Computer und viel Lesestoff ausgerüstet in ein Isolierzimmer in der Hämatologie im Unispital Basel ein. Wochen vergingen, die Musik und der Computer blieben ungenutzt. Ich lag immer auf dem Rücken, war permanent an drei Schläuche angeschlossen und konnte mich kaum bewegen und nicht mehr sprechen. Dass ich künstlich ernährt wurde, war mir sehr recht, denn nur schon beim Gedanken an Essen wurde mir übel. Hin und wieder gab es Komplikationen und einmal erhielt ich für ein paar Tage eine Nachtwache, weil ich unter wilden Fantasien litt – aber eigentlich habe ich gar nicht begriffen, was um mich herum passierte, und auch die Therapien habe ich kaum wahrgenommen.

Nach einigen Wochen Liegen begann mein Rücken unerträglich zu schmerzen

und öfters musste ich auch Lungenpunktionen über mich ergehen lassen, die mir aber jeweils Linderung verschafften.

Kurz vor Weihnachten, nach zwei Monaten im Isolierzimmer, wurde ich entlassen. Sehr schwach, ausgerüstet mit genügend Schutzmasken und gestützt von meinem Partner verliess ich das Spital. Es folgte eine lange, schwierige Zeit, in der ich versuchte, wieder zu Kräften zu kommen. Die vielen Nachkontrollen waren zwar beruhigend, aber auch sehr anstrengend.

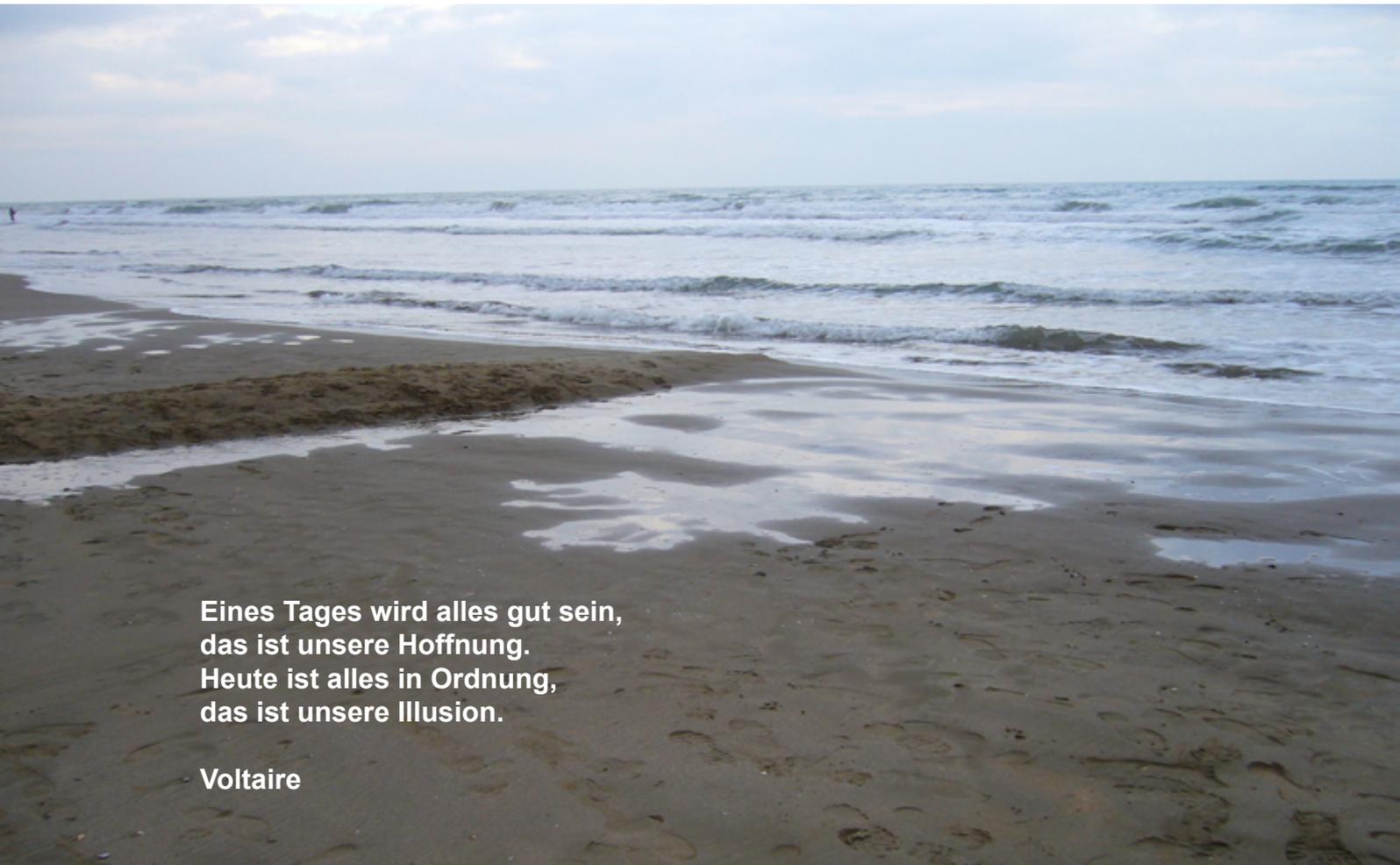
2003

Heftige Kopfschmerzen und stetig grösser werdende graue Flecken im Gesichtsfeld alarmierten die Ärzte. Nach verschiedenen Untersuchungen entdeckte man ein Craniopharyngeom, das operiert werden musste. Also trat ich wieder in die Uniklinik ein, diesmal «nur» für etwa zehn Tage. Die Operation war zwar heikel, aber zum Glück erfolgreich – nur funktionierten leider seither meine Hormone nicht mehr so recht. Man gab dem Körper ein Jahr Zeit, alles wieder ins Lot zu bringen, musste dann aber doch mit Hormonersatz-Therapien beginnen.

Meine Appetitlosigkeit war vorüber: Ich begann wieder zu essen und «dank» dem

Cortison wurde mein Appetit immer grösser und ich nahm 20 kg zu. Das machte mir sehr zu schaffen. Ich musste meine Garderobe komplett erneuern, beim Bücken störte mich der Bauch und es war alles andere als vergnüglich, den ungewohnt schweren Körper durch die Gegend zu schleppen – doch trotz all dem war ich natürlich sehr dankbar, dass ich überhaupt noch lebte.

Dass ich im Jahre 2005 als Nebenwirkung des Cortisons, dem ich auch viel Positives verdanke, ein künstliches Hüftgelenk benötigte, sei nur noch am Rande erwähnt, denn eigentlich geht es mir seither recht gut. Mein Immunsystem funktioniert nach wie vor nicht so richtig und da meine Milz fehlt, bin ich auch sehr anfällig für Infektionen: Zwei bis dreimal im Jahr habe ich entweder eine starke Bronchitis, eine Lungenentzündung oder sonst eine Entzündung. Die Nieren sind auch etwas geschwächt, aber ich bin glücklich und freue mich auf jeden Tag: Das Leben ist schön! Mein Partner hat mir sehr geholfen, alles durchzustehen. Er war immer da, begleitete mich zum Arzt und ins Spital. Ich wünsche jeder und jedem jemanden, der einfach da ist – gerade in schweren Zeiten.



Eines Tages wird alles gut sein,
das ist unsere Hoffnung.
Heute ist alles in Ordnung,
das ist unsere Illusion.